Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 5 (1909-1910)

Artikel: Scheideweg
Autor: Schwerdtfeger, Robert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750849

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHEIDEWEG

Das alternde neunzehnte Jahrhundert, das an politische, soziale und wissenschaftliche Aufgaben all seine Kräfte ausgegeben hatte und nichts mehr von schönen Lebensformen zu wissen schien, hat sich vor seinem Hinscheiden noch ein grosses und unvergessliches Verdienst erworben: es befruchtete das kommende Jahrhundert mit dem Gedanken einer neuen Sinnenbildung. Neu musste sie sein; eine alte liess sich jetzt nicht mehr oder nur zu schwerem Schaden wieder auffrischen, denn neue Fundamente waren aus den mannigfachen Umwälzungen hervorgegangen. Auf ihnen musste sich aufbauen, was dem reinen Nutzzweck des Lebens die schöne Form geben sollte, damit ein festes Gebäude entstände, stark genug, die neuen Forderungen, Bedingungen und Bedürfnisse zu umschliessen. Wie sehr dieser Gedanke den geheimsten, unausgesprochenen, oft noch chaotischen Wünschen entsprach, zeigte sich in der flammenden Begeisterung, mit der die Jugend ihn ergriff und zu realisieren versuchte. Nie hätte er solchen Widerhall erwecken gekonnt, wenn nicht die von praktischen Erfolgen gesättigte Zeit, jetzt von Durst nach Schönheit gepeinigt, nach Befreiung aus der Schablonenmaske einer historisierenden Pseudobildung gelechzt hätte.

Die Lügenhaftigkeit der sichtbaren Lebensformen war die Krankheit, die zuerst erkannt wurde, als plötzlich jene gewaltsame so gut wie gewaltige Bewegung einsetzte, deren erstes Wirken allgemein mit dem zweideutigen Wort „Jugendstil“ bezeichnet wird. Zufällig trug die Zeitschrift, die ihr den Namen gab, den Titel „Jugend“, und so entstand das Wort, das aller mokanten Auffassung zum Trotz eine so schöne Deutung zulässt: Das Streben der Jugend, der Generation, die damals, in den neunziger Jahren, die Jugend war, ging mit aller Macht nach einem Stil für die neue Zeit, einem Stil in Kunst wie auch im Leben und seinen äusseren oder inneren Formen; einem Stil, der, aus der Gegenwart hervorgegangen, auch die Gegenwart vollkommen auszudrücken vermöchte. Denn überaus stark war das Selbstbewusstsein dieser Jugend einer Zeit aus Blut und Eisen. Sie glaubte an die Gegenwart, an sich und ihre Kraft. Mit der Leidenschaft des Künstlers fühlte sie die heilige Flamme in sich lodern,

die alle Lüge und Verblendung, in die die Lebensformen gehüllt waren, vernichten sollte.

Dass der Erfolg der in der Absicht so schönen Bewegung zuerst nichtig schien, tut vorläufig nichts zur Sache. Bei jugendlichen Handlungen ist nicht der Erfolg das Massgebende, sondern das Motiv, die Gesinnung. Und diese Gesinnung war gross und schön, denn sie wollte nicht weniger als die Mauern einreissen und die Ketten sprengen, die die Gegenwart einschlossen, ihr Licht und Luft nahmen, dass sie nicht schöne Lebensformen entwickeln konnte.

Nur anderthalb Jahrzehnte liegen zwischen damals und heute. Doch Manches ist in der kurzen Zeit geschehen, Gutes und Böses, und der Weg hat nicht zu einem Ziel, sondern an einen Scheidepunkt geführt.

Wie das kam, begreifen, wenn sie die Tatsache überhaupt zugeben, die wenigsten. Man muss es auf eine plötzliche, vorzeitige Reaktion zurückführen. Durchkreuzt wurde die Entwicklung, als aus den eigenen Reihen der Jungen eine Kompromisslerpartei sich bildete, die bald unheimlich schnell anwuchs. Der Wahlspruch der Jugend war gewesen: fort mit der Vergangenheit aus der Gegenwart. Wir wollen aus der Gegenwart eine Grundlage für die Zukunft schaffen. Damit, das kann man unumwunden zugeben, legte sie sich ungeheure und unnötige Schwierigkeiten in den Weg, indem sie es unternahm, autodidaktisch zu werden, anstatt sich von der Vergangenheit lehren zu lassen. Das hätte kein Aufgeben ihrer Sache bedeutet, sondern ihr Fortschreiten nur erleichtert. Nun waren die Schwierigkeiten immer grösser geworden, und in Manchem regte sich wohl schon der Überdruss am erfolglosen Wirken. Da fanden die Kompromissler willige Ohren.

Die Kompromissler sagten: „Ihr Toren, verplempert doch nicht eure Kraft an unnütze Ideale. Glaubt doch nicht, dass ihr aus euch selbst, aus der Gegenwart heraus eine neue Kultur schaffen könnt.“ So weit hatten sie wohl Recht. Aber sie redeten weiter: „Die Gegenwart ist saft- und kraftlos. Sie ist unselbständig, unfähig, neuen Erscheinungen in Kunst oder Leben Form zu geben. Ihr strengt euch unnütz an. Greift lieber wieder in die Vergangenheit, nur greift nicht gar so tief. Das Gute liegt uns so nah; ihr braucht es nur zu holen. Kein Mensch wird

merken, dass es Vergangenheit ist; noch leben manchem von euch die Grossmütter aus jener Zeit, die wahrhaftig eine schöne und bequeme Bildung hatte. Diese Bildung, ihr Törichten, passt doch auch uns noch ausgezeichnet, wenigstens im Äussern. Das Innerliche wird sich schon aus dem Äusserlichen ergeben. Sind wir denn andere Menschen geworden seitdem? Doch nicht. Die paar Neuerrungenschaften verändern die Menschheit nicht so sehr von der Grossmutter auf den Enkel. Sie liegen überdies auf Gebieten, die mit den schönen Lebensformen in gar keinem Zusammenhang stehen und hindern euch keineswegs, im Grossmutterstuhl auszuruhn, wenn ihr von anstrengender Autofahrt heimkehrt."

So sprachen die Weltklugen, und äusserlich behielten sie leider Recht. Man glaubte ihnen und folgte ihnen; nicht alle, aber die meisten. Die Jugend wurde ja auch älter. In unseren Tagen wird die Jugend so rasch alt. „Und das Publikum, auf das man doch auch Rücksicht nehmen muss, — (plötzlich; im Anfang hat keiner der Jünger daran gedacht) — wird ungeduldig bei unsern unserm noch immer resultatlosen Ringen. Überdies, so dachte mancher, ist am Ende das Publikum auch der Pfründenverteiler. Und Pfründen haben wir schon verdient und können sie brauchen."

O ja, die Jugend wurde älter.

Und heute? Wir fühlen uns weit hinaus vorgeschritten über die unbändige Zeit des Erwachens und lächeln: Jugendsünden. Oder wir gehen gar so weit und leugnen den Zusammenhang mit jenen ersten Kämpfern, stellen sie als blöde Verirrte hin und bilden uns ein, unsere Entwicklung, soweit sie über eine Renaissance des Grossmutterstuhls hinausgeht, sei durchaus unabhängig von ihnen geschehen. Wir freuen uns des Blühens und Gedeihens unserer Kunst und unserer Augenblicksbildung, und wenn jemand ihre Beständigkeit und ihre Lebensberechtigung bezweifeln will, verlangen wir von ihm Antwort auf die Frage: Sind die Dinge, die wir der alten Zeit entnommen haben, etwa nicht schön? Und niemand wird es verneinen können. So sind wir glücklich und zufrieden in dem holden Wahn, erreicht zu haben, was wir wollten, der Gegenwart ein „neues" Gewand: Bildung und Lebensformen gegeben zu haben, das ihr vorzüglich passt.

Aber sind wir denn auch wirklich alle glücklich? Alle zufrieden?

Nein, wir sind's nicht. Nicht alle. Ein Häuflein, das dem von der Masse treulos aufgegebenen Ideal treu geblieben ist, wehrt sich gegen die neue Lüge, die neue Heuchelei, die der alten gefolgt sind. Alle, die eins mit diesem Häuflein fühlen, können und dürfen nicht zufrieden sein. O, über die vergeudete Kraft, wenn der gegenwärtige Zustand die Erfüllung unserer Träume wäre! Über die verschwendete Begeisterung! Über die verlorenen Jahre! Sollte die ganze schöne Bewegung, die gewaltig war, als ob der Riese Gegenwart endlich erwache und sich auf sich selbst besänne, sollte sie nur gezeigt haben, dass wir unfähig sind, den Forderungen der Gegenwart, diesen durchaus neugearteten Forderungen gerecht zu werden? Sollten wir aus ihr nichts als das Armutszeugnis unserer Unmündigkeit davontragen? Das kann nicht sein.

Wir stehen am Scheideweg. In die Vergangenheit oder in die Zukunft? Der erste Weg ist bequem und voller Genüsse; der andere kämpfevoll und schwer und ungewiss. Der erste bietet uns eine Fülle von gebrauchsfertigen Lebensformen, dass wir uns mit ihnen aufputzen; der andere verlangt, dass wir diese Lebensformen erst schaffen. Der erste wendet sich an die faule Behäbigkeit und bietet ihr statt langer, aber tatenfroher Kämpfe ein weiches und schönes Philisterbett. Unmerklich, aber fest scheint das Bewusstsein dessen eingeschlafen zu sein, dass noch vor kurzem die grosse Forderung der Gegenwart nach einem neuen Gewand die Gemüter mächtig erregte und begeisterte. Ist keine Jugend da, die protestiert? Ist keine Jugend da, die sich mit starken Fäusten gegen die Biedermeierei wehrt und die Losung Gegenwart laut hinausruft?

Wir wollen Gegenwart. Wir wollen einen Stil der Gegenwart und keinen historischen Aufguss. Wir wollen ihn, weil wir ohne ihn nicht weiterkommen. Wir brauchen ihn.

* * *

Die stärkste Waffe, die die Vergangenheitler schwingen, wenn sie ihren Abfall von der Gegenwart und das willkürliche — will-

kürlich muss betont werden — Zurückgehen auf die Zopfzeit verteidigen, ist, wie gesagt, die Behauptung, dass, wie überhaupt keine Zeit aus sich selbst heraus einen „neuen Stil“ schaffen könne, so besonders unsere Zeit dazu unfähig sei. „In der Verläugnung der Tradition, behaupten sie, liege dummköpfige Arroganz. In dem Unterfangen, einzig aus der Gegenwart heraus, ohne Benutzung der Tradition, Neues schaffen zu wollen, zeige sich Denkschwachheit und kindische, unreife Eitelkeit.“ Das sind vielleicht durchaus richtige Theorien, nur sind die Schlussfolgerungen entweder gar nicht zu ziehen oder falsch. Denn was ist Tradition? Tradition ist etwas in der Gegenwart schon Bestehendes, nämlich der überlieferte Extrakt aus vergangenen Zeiten, extrahiert aber von den Bedürfnissen der Gegenwart selber. Demnach ist es selbstverständlich, dass die Tradition benutzt wird; das ergibt sich ohne weiteres. Was aber nennen die Vergangenheitler Tradition? Nicht das Überlieferte, sondern das zu überliefern Gewesene, die Vergangenheit selbst nämlich. Das ist ein Unsinn. „Benutzt die Traditionen“, predigen sie — Tradition erkenne ich nur in der Einzahl — und meinen damit die Vergangenheit, in die sie willkürlich hineingreifen, um sich ohne Besonnenheit alles herauszuholen, was ihnen gefällt. Daher haben sie bei dem grossen Publikum so bereitwillig Gehör gefunden. Denn: „Wir verdammen ja alle Stilmeierei“, sagten sie, „wir benutzen nur die Tradition.“

Das jedoch ist zu bestreiten. Sie benutzen nicht die Tradition, sondern konstruieren willkürlich eine Tradition, die gar nicht vorhanden ist, wenigstens bei weitem nicht in ihrem Mass. Sie predigen uns Dankbarkeit gegen die Vergangenheit, in der uns ein so schönes Vorbild gegeben sei. Aber in diesem Sinn sollten wir undankbar sein, sollten zwar alles wirklich Überlieferte hinnehmen, aber ohne Konzessionen an Gefühl und Pietät zu machen, und sollten es derart in uns verarbeiten, dass nichts Unverdautes mehr übrig bleibt. Es ist etwas anderes, ob ein Einzelner mit pietätvollem Gefühl am Alten klebt oder ob eine ganze Epoche sich selbst aufgibt, um einigen gefühlvollen Grillen nachzuhangen. Der Einzelne mag schwach sein, er schadet dann höchstens sich selbst. Die Gegenwart aber muss stark sein trotz einzelnen Schwächlingen. Daher darf sie auch nicht den Gefühlen folgen, die den

Einzelnen in die schöne Vergangenheit zurückziehen. Die altväterischen Dinge mögen noch so schön sein — zweifellos sind sie schön; kein Mensch von Geschmack wird das bestreiten —, aber sie passen uns nicht mehr. Wir brauchen eine andere zweckmässige Tracht. Zweckmässigkeit ist, streng erfüllt, immer schön. Schönheit jedoch ist durchaus nicht immer zweckmässig. Und man kann ruhig die Schönheit der Zopfzeit anerkennen, ohne deswegen der Meinung zu sein, wir müssten uns diese Schönheit aneignen. Nein, und wenn wir hässlich wie Thersites wären, und wenn wir noch Jahre warten sollten, ehe wir wieder schön werden, müssten wir doch uns selbst treu bleiben und eben die Hässlichkeit so lange ertragen, bis sich Zelle auf Zelle zur Schönheit umformt. Alle aufgetragene Schönheit ist Schminke, und nur natürliche Schönheit ist wirklich schön.

Die Lebensformen im engen Zusammenhang mit den Kunstformen waren in der Zopfzeit durchaus begrenzt und den Zuständen des grossen Lebens unterworfen. Die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse waren in jeder Beziehung andere als heute. Ihnen entsprechend hatten sich ein Familienleben, ein geselliges Leben, eine Kunst entwickelt, die, alle ineinanderspielend, das geschlossene und einheitliche Bild eines Lebensstils geben. Wir Törichten aber wollen unsere Zeit, die, stolz können wir es behaupten, nach einem Jahrhundert imposanter Entwicklung weit über jene hinaus ist, nach ihr umformen. Nur einzelne Dinge will ich nennen: Wir streben eine Renaissance des Handwerks an, anstatt der Maschinenarbeit Stil und künstlerischen Wert zu geben. Wir müssen Mietkasernen und Kasernenstädte bauen und übertragen auf sie das Gesicht des Einfamilienhauses aus der Wende des achtzehnten Jahrhunderts und seiner Kleinstädte, deren Strassen als Vorplätze der Wohnungen dienten. Die Dinge des täglichen Gebrauchs nehmen ein unaufrichtiges, pseudo-biedermeierisches Aussehen an, und selbst das häusliche Leben sucht man in manchen Familien nach dem Biedermeierideal zu bilden, was natürlich zu den groteskesten Disharmonien zwischen Schein und Wirklichkeit führt.

Aus dem von Einzelnen unternommenen bewussten Zusteuern auf Vergangenheitsideale ist allmählich ein allgemeines bewusstloses Hindämmern geworden. Wir merken es gar nicht, dass

wir biedermeiern. Aber sehen wir uns doch um! Wie eine Epidemie hat die Altväterei um sich gegriffen, und, unterstützt von einer weichlichen Unterströmung in der Gegenwart, die wie Hohn auf das Sinnbild unserer Zeit, die Maschine in ihrer edlen und schönen Form wirkt, spukt sie in allen Köpfen. Sehen wir uns doch um! Von Architektur auf Gewerbe, von Bildkunst auf Dichtkunst: überall Altväterei. Wo werden wir der Gegenwart gerecht? Der Gegenwart, die Maschinen, Eisenkonstruktionen und Betonbau das Leben gab? Die eine neue Weltmacht und einen neuen Weltverkehr errichtete? Die die erstaunlichsten Verkehrsmittel auf und unter dem Wasser, auf und unter der Erde oder gar in der Luft schuf? Ist eine solche Gegenwart schwach und unfähig, sich auch die bisher vernachlässigten schönen Lebensformen aus eigener Kraft zu gestalten?

Lächerlich wäre jeder Zweifel. Und da das Hervorkramen des Zopfstils einen Zweifel ausdrückt, ist es lächerlich. Es spricht eine Angst, eine Unsicherheit aus diesem Hinstürzen auf den nächstgelegenen historischen „Stil", dass man lachen müsste, drohte nicht die Gefahr hinter dieser Tollheit, dass wir uns selbst verlieren könnten. Denn noch wie ein glimmendes Feuer ist in uns die Kraft, die eine neue Bildung lebendig machen wird. Wir brauchen Sauerstoff, um nicht zu ersticken; wir wollen aufflammen. Wenn wir schon reif und stark genug wären, würde uns die Spielerei mit der Vergangenheit nicht so gefährlich sein wie gerade jetzt. Der Zopfstil ist reizvoll, und seine Formen kommen durch ihre Bürgerlichkeit den Forderungen der Gegenwart nahe. Wir haben auch — wenige freilich — starke Schöpfernaturen unter uns, die ihre Individualität nicht verleugnen, wenn sie die Vergangenheit restlos in sich aufnehmen. Aber sie sind eben Einzelne. Eine Zeit jedoch erhält ihr Gepräge nie durch Einzelne, sondern durch die Gesamtheit. Ein einzelner Künstler kann sein, auch ohne im innigen Zusammenhang mit der Gegenwart zu stehen. Soll er jedoch die Masse erziehen, soll er ihr Führer sein können, muss er mit seinem ganzen Wesen in der Gegenwart wurzeln. Anders wird er nur zum Verführer.

Wir haben von beiden. Aber die Verführer sind zahlreicher und haben süssere Lockspeise: das Biedermeier.

Dies schreckliche Biedermeier! Wie sehr hat es doch die Köpfe verwirrt, anstatt dass wir von ihm wie von jeder andern Zeit gelernt hätten. Gelernt, wie ein Lebensinhalt in neue Form gekleidet wird, anstatt dass wir alte Formen uns zum Vorbild nehmen. Ein Vorbild ist die Zopfzeit nicht; besonders nicht mehr für uns. Ein Vorbild können nur wir selbst uns sein, gross und stark und vor lebendiger Kraft zitternd, wie wir am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts stehen.

Darum müssen wir uns auflehnen gegen das Kompromisslertum. Die gesamte schaffende Jugend muss sich den schädlichen Einflüssen in den Weg stellen, die von ihm ausgehen und uns unsere Eigenart nehmen wollen, unsere Persönlichkeit, unsere Gegenwart. Lieber noch einmal ein wirres Getümmel, als diese einschläfernde Ruhe. So lange wir strebten, suchten, immer vorwärts, wenn auch oft in die Irre laufend, so lange konnten wir glauben und durften hoffen, ein schönes Ziel zu erreichen. Jetzt, da wir auf halbem Weg ausruhen, das Haupt mit verwelktem oder künstlichem Lorbeer lächerlich geschmückt, jetzt droht Gefahr, dass alles Gewonnene verloren gehe. Wir stehen am Scheideweg. Nun haben nur wir selbst zu wählen. Wenn doch die Jugend ihre Faust in die Wagschale legen wollte!

Wir wollen keine Kompromisse. Wir wollen, dass die Gegenwart ihr Recht erhalte. Denn die Gegenwart begehrt mächtig nach einem Ausdruck ihres starken Wesens. Sie fordert ihren Stil und ekelt sich vor aller noch so gut servierten Altväterei.

VALLENDAR ROBERT SCHWERDTFEGER

KRAFT: NICHT SCHÖNHEIT

„Der Gelehrte strebt nach dem Wahren, ob es ihm und uns gefalle oder nicht, der Moralist nach dem Guten und der Künstler nach dem Schönen.“ Diese Worte legt Professor E. Bovet in seinem Brief an Konrad Falke jeder Kunstbetrachtung zugrunde. Dagegen möchte ich nun folgendes einwenden:

Der Streit um Hodler zeigt, dass wir zu seiner Beurteilung mit der Schönheitsforderung allein nicht auskommen; wir müssen